

EINLEITUNG

Originaldokument
© Verlag C. H. Beck

Vor über zwei Jahrhunderten, 1806, ging das Heilige Römische Reich deutscher Nation zu Ende. Der habsburgische Kaiser Franz II. legte die Kaiserkrone dieses Reichs nieder, und damit löste sich ein politisches Gebilde von ganz eigener und besonderer Art auf – ein Reich, das fast 1000 Jahre Bestand gehabt hatte. Sein Ende hatte viele Gründe: Der Nationalstaat war im Begriff, sich durchzusetzen, die Aufklärung trieb die Säkularisation der geistlichen Fürstentümer voran, vor allem aber wirkte die Neugestaltung Europas, die Napoleon vorgenommen hatte. Der Rheinländer Joseph Görres sah das Alte Reich schon 1797 mit der Eroberung der Stadt Mainz durch die Franzosen ins Herz getroffen. Mainz war bis dahin der altehrwürdige Sitz des ersten und vornehmsten der geistlichen Kurfürsten gewesen – war er doch zugleich der Erzkanzler des Reichs. So schrieb Joseph Görres am 7. Januar 1798 seine «Rede auf den Untergang des Heiligen Römischen Reiches» und schloss sie mit den Versen:

«Von der Sense des Todes gemäht, atemlos und bleich,
Liegt hier das heilige römische Reich.
Wandrer, schleiche dich leise vorbei, du mögest es wecken,
(...).
Ach! Wären die Franzosen nicht gewesen,
Es würde nicht unter diesem Steine verwesen.
Requiescat in Pace.»

Aber so rasch verschwindet eine über 1000 Jahre gewachsene politische und gesellschaftliche Ordnung nun doch nicht. Vieles, was das Heilige Römische Reich ausgemacht hat, ist in seinen Auswirkungen bis heute spürbar. Am deutlichsten zeigt sich dies am föderativen Prinzip unserer modernen Staatsordnung. Aber

auch in der Gestalt unserer Städte, Dörfer, Klöster, Kirchen, Burgen und Schlösser blieben wesentliche Inhalte dessen, was das Heilige Römische Reich kennzeichnete, erhalten. Die deutsche Sprache hat sich über die Jahrhunderte hin geformt. Die Wurzeln für all dies und letztlich die Prägung unserer gesamten gesellschaftlichen und kulturellen Anfänge erfolgte maßgeblich im Mittelalter, auch wenn wir heute allzu leicht geneigt sind, dies zu übersehen. Aber – auch das gilt es zu beachten – das Mittelalter war lange Zeit nicht «deutsch» im modernen Sinne. Von einem «deutschen Reich» kann man im Mittelalter nur bedingt sprechen, und einen «deutschen Kaiser» gab es erst im 19. Jahrhundert, als der preußische «Weißbart» Wilhelm I. die Kaiserkrone annahm und dabei an den «Rotbart» Friedrich I. Barbarossa anknüpfte. «Deutsch» und die «Deutschen» haben im Mittelalter einen langen Weg über viele Etappen benötigt, um sich so zu formieren, wie wir heute die Begriffe mit Inhalt füllen. Dieser Weg führte mitten durch Europa, und die damit verbundene Entwicklung war immer mit der Geschichte Europas verquickt. Daher müsste man, um den «deutschen Weg» in seinem ganzen Facettenreichtum hervortreten zu lassen, «Europa» viel mehr zu Wort kommen lassen, als es in diesem Buch möglich ist. In dem Bewusstsein, nur eine Auswahl an – freilich bedeutenden – Weg- und Wendemarken zu bieten und nur Entwicklungslinien ziehen zu können, sind die Aspekte, die Schwerpunkte und die historischen Epochen und Zäsuren für dieses Buch und sein Thema gewählt worden.

I. DAS REICH DER FRANKEN

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Die fränkische Reichsgründung

Am Anfang war das Reich – könnte man denken. Das stimmt und stimmt auch wieder nicht. Eine, von der Ausdehnung her gesehen, feste Größe eines Reichs gab es nie. Und außerdem: Von welchem Reich sprechen wir eigentlich? Am Anfang stand jedenfalls nicht ein deutsches Reich, sondern ein Reich der Franken, ein *regnum Francorum*. Es waren kleine fränkische Gruppen, die sich am Niederrhein und am Mittelrhein niedergelassen hatten und im 4. und 5. Jahrhundert nach Christus in den Raum zwischen Aachen und Paris, also in das späte Römische Reich, einsickerten. Wie dieser Prozess vor sich ging, weiß man nicht so genau. Es war die Zeit des Zerfalls des weströmischen Reichs.

Dennoch war es keineswegs so, als hätten die Franken diese Teile des Römischen Reichs erobert. Vielmehr erwiesen sie sich zunächst als loyale Krieger und Heerführer und wurden gar als besonders fähige Soldaten in die römischen Legionen eingegliedert. Sie bewährten sich so gut, dass sie zunehmend das Kommando übernahmen. Durchaus mit Stolz wurde auf einem fränkischen Grabstein vermerkt: «Als Landsmann bin ich ein Franke, als römischer Soldat stehe ich unter Waffen» (*Francus ego civis, miles Romanus in armis*). Ein wichtiges Element des Integrationsprozesses bildeten demnach militärische Leistungen. Am Anfang des Reichs, so könnte man sagen, standen Kriegertum und militärische Bewährung.

Solche Dienste wurden belohnt. Allmählich rückten fränkische Siedler aus ihren bisherigen Gebieten in Toxandrien, dem Raum zwischen der Rhein- und der Scheldemündung, in die romanisierten Gebiete im Westen vor – in etwa der Raum, den wir

heute mit Belgien, dem nördlichen Frankreich und dem Niederrhein umschreiben würden. Es scheint, dass sich bald eine der fränkischen Sippen besonders hervortat, nämlich die der Salier, die unter der Führung eines Chlodio stand. Möglicherweise bestand das Kennzeichen von Chlodios Familienclan, der später unter dem Namen Merowinger gefasst wurde, schon in den Anfängen in langer Haartracht. Jedenfalls werden die Könige aus dieser Familie bereits in der *Chronik* des Fredegar (III, 9) im 7. Jahrhundert als «langhaarig» (*crinitus*) bezeichnet.

Die Franken waren nicht sehr zahlreich. Man schätzt, dass es vielleicht zehntausend oder zwanzigtausend kampffähige Männer waren, doch das ist reine Spekulation. Es waren jedenfalls so wenige, dass sie in den gallorömischen Regionen noch nicht einmal in der Lage waren, die Sprache der Bevölkerung zu beeinflussen. Aber sie übernahmen die politische Führung, wobei sich die Familie der Merowinger gegen Ende des 5. Jahrhunderts an die Spitze setzte. Einer aus der Sippe Chlodios, Childerich, der das fränkische Kleinreich von Tournai anführte, soll zunächst von den Franken verjagt worden sein, weil «er anfing, ihre Töchter zu missbrauchen» (Gregor von Tours, *Historia Francorum* II, 12). Er unterstellte sich jedenfalls als «Reichsgermane» dem Oberbefehl des gallischen Heerführers Aegidius und errang glänzende Erfolge. Damit verhalf er seinem Herrn um Soissons in Nordgallien zu einer mächtigen Position. Als Aegidius' Sohn, Syagrius, 464 die Herrschaft in Nordgallien übernahm, stand auch Childerich wieder an seiner Seite. Seine fränkisch-barbarische Armee war eine zentrale Stütze der im rapiden Niedergang begriffenen römischen Macht.

Mit einem Schatz aus Waffen, Juwelen und Münzen, die aus byzantinischen, hunnischen, germanischen und gallorömischen Werkstätten stammten, wurde Childerich nach seinem Tod 482 beigesetzt. Sein Grab, das 1653 in der Nähe von Tournai aufgefunden wurde, barg einen goldenen Siegelring mit dem Namen und dem Brustbild des Merowingers: *Childirici regis*. Er hatte sich also bereits selbst als *rex*, als König, bezeichnet. Der Dienst für Rom hatte ihn an die Spitze der Gesell-

schaft gebracht, und seine Welt war durchdrungen von römischer Lebensart.

Mit Chlodwig, seinem Sohn und Nachfolger, kam die Wende – mit ihm, so kann man sagen, begann die Geschichte des fränkischen Reichs. Unterstützt von anderen fränkischen Kleinkönigen schlug er Syagrius 486/487 vernichtend in der Schlacht von Soissons – eine europäische Weichenstellung. Ein romanisierter Barbarenkönig hatte den letzten weströmisch-gallischen Herrscher beseitigt. Ohne Schwierigkeiten trat er an dessen Stelle, übernahm den Oberbefehl über die römisch-fränkische Armee, ließ die römische Provinzverwaltung bestehen und bemächtigte sich der römischen Fiskalländer, deren Steueraufkommen ihm zugute kam. Das Land um Soissons wurde zur Keimzelle des fränkischen Reichs. Die darauf folgenden Siege über andere Stämme festigten Chlodwigs Stellung: 496/497 schlug er bei Zülpich die Alemannen, die damals ihre Gebiete im Elsaß, am nördlichen Mittelrhein und in den rechtsrheinischen Gebieten an Main und Neckar verloren. Als sie sich 506 wieder erhoben, wurde der Aufstand blutig niedergeschlagen. Fortan waren die Alemannen in das Frankenreich einbezogen. 491/492 unterwarf Chlodwig die niederrheinischen Thüringer und zwischen 509 und 511 die rheinischen Franken um Köln. Um 500 setzte er sich gegen die Burgunder durch, die allerdings erst 534 vollständig ins Frankenreich eingegliedert werden konnten. Auch der Zugang zum Mittelmeer durch die Eroberung der Provence gelang erst unter Chlodwigs Nachfolgern (536/537).

Doch die militärische Überlegenheit und die Übernahme der römisch-gallischen Herrschaftsverwaltung allein hätten kaum ausgereicht, um den Beginn einer neuen, weitwirkenden westeuropäischen Reichsgründung in Gang zu bringen. Geradezu entscheidend war es, dass sich Chlodwig dem römisch-christlichen Glauben anschloss. Schon bald erkannte er, der vorher wahrscheinlich dem römischen Polytheismus – und damit dem traditionellen Reichsglauben an Götter wie Jupiter, Saturn, Mars und Merkur – angehangen hatte, dass er sich auf den christlichen Gott als Sieghelfer verlassen könne. Vielleicht aber war es auch

seine burgundische Ehefrau Chrodechild, die seinen Sinneswandel herbeiführte. Sie glaubte an den Christengott – und zwar gemäß dem römischen Bekenntnis – und habe «nicht aufgehört, ihm Predigten zu halten», um ihn von den Vorteilen des Wechsels zum Christengott zu überzeugen: Jupiter sei ein schmutziger Eheschänder, und Mars und Merkur hätten auch nicht viel zu bieten. Der Christengott aber habe Himmel und Erde geschaffen, lasse die Sonne leuchten und die Sterne glänzen, habe das Wasser mit Fischen, das Land mit allerlei Getier und die Luft mit Vögeln erfüllt und das Menschengeschlecht erschaffen (Gregor von Tours II, 30). In einer militärischen Notlage, als die Alemannen das Frankenheer zu besiegen drohten, habe dann Chlodwig am Ende tatsächlich die Hilfe von Jesus Christus angerufen, nachdem die römischen Götter keine Reaktion gezeigt hätten. Jedenfalls ließ sich Chlodwig an einem Weihnachtstag um 500 – die genaue Jahreszahl ist umstritten: 496, 498, 500 oder gar 508 – von Bischof Remigius in Reims taufen. Zuvor hatte er sein «Volk» befragt, also seine wichtigsten Gefolgsleute, die ihm zurieten. Die Konversion des Königs zog zwangsläufig auch diejenige seiner Gefolgschaft nach sich: «Mehr als dreitausend aus seinem Heer», so Gregor von Tours in seiner *Frankengeschichte* (II, 31), seien ihrem Herrn bei dem Übertritt gefolgt.

Diese Taufe, so könnte man etwas zugespitzt formulieren, war zugleich die Geburtsstunde des mittelalterlichen Europa. Die Christianisierung der Franken beseitigte die bislang in Gestalt unterschiedlicher Kulte bestehenden Hürden und ermöglichte die enge Zusammenarbeit und schließlich die Verschmelzung mit den Gallorömern – den Bauern, Handwerkern und dem Adel Galliens. Dieser Prozess, der die Gesellschaft in allen Schichten erfasste und durchdrang, ist ein Signum des 6. Jahrhunderts.

Andere germanische Völker hatten zwar auch das Christentum angenommen, aber nicht in der römischen Variante. Sie entschieden sich für den arianischen Glauben. Das war die Lehre des Presbyters Arius aus Alexandria (gest. 336), der behauptete, Jesus Christus sei nicht «gottgleich» (*homoousios*), sondern

nur «gottähnlich» (*homoiousios*). Nur Gott Vater sei der einzig wahre Gott, und sein Sohn, der unter ihm stehe, sei ein kleinerer und untergeordneter Gott. Der Heilige Geist schließlich sei ein Geschöpf des Sohnes und besitze als dessen Diener (*minister*) eine noch geringere Gotteswürde. Diese vor allem im Osten des Römischen Reichs herrschende Auslegung wurde durch die Bibelübersetzung des westgotischen Bischofs Wulfila (311–383) seinem Volk vermittelt und dann von fast allen germanischen Völkern übernommen. Offenbar entsprach sie deren Vorstellungen einer hausherrschaftlichen Ordnung mit klarer Rangfolge. Aber im Römischen Reich hatte sich durch den Beschluss des Konzils von Nikaia in Kleinasien im Jahre 325 und endgültig dann durch das Konzil von Konstantinopel im Jahre 381 die Lehre von der Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater durchgesetzt. Sie galt seither in der römischen Kirche als Kriterium der Rechtgläubigkeit.

Angesichts dieser Spaltung wird erst vollends deutlich, von welcher Tragweite der Übertritt Chlodwigs und seiner Franken zur römischen Richtung des Christentums gewesen sein musste. Nur die Franken konnten demnach in diesen innigen, synergetischen Kultur- und Ordnungstransfer mit den Römern und der von ihnen bevorzugten Ausprägung des Christentums eintreten – eines Christentums, dessen kulturelle und politische Wirkungsmacht für die Spätantike hochbedeutend war. Nun konnte ein «Volk der Franken» (*populus Francorum*) entstehen, das sich aus Galliern, Kelten, Römern, Goten, Burgundern – und auch aus Franken zusammensetzte.

Dass auch Chlodwig selbst es für unerträglich gehalten habe, «dass diese Arianer einen Teil Galliens besitzen» (Gregor von Tours, II, 37), klingt nicht unwahrscheinlich, zumal dies eine zusätzliche Motivation dafür bot, 507 das westgotische Reich von Toulouse auszulöschen. Um sich der Gottgefälligkeit seines Plans zu versichern, hatte er zuvor den heiligen Martin an dessen Grab in Tours befragen lassen, ob die Gelegenheit für einen Kriegszug günstig sei. Als seine Boten die Kirche betraten, hörten sie, wie der Vorsänger gerade den Psalm 18, 40 f. anstimmte:

«Herr, Du hast mich zum Kampf mit Kraft umgürtet, Du hast alle in die Knie gezwungen, die sich gegen mich erhoben. Meine Feinde hast Du zur Flucht gezwungen, und alle, die mich has- sen, konnte ich vernichten.» Das klang vielversprechend. Diese Worte nahmen die Boten quasi als Orakelspruch mit in das Zelt ihres Königs. Daraufhin gab dieser sogleich den Befehl, loszu- marschieren und die Westgoten bei Poitiers anzugreifen. Nach weiteren Kämpfen und seinem endgültigen Sieg kehrte er im Triumphzug nach Tours zurück, wo er in der Kirche des heiligen Martin den Purpurrock anlegte und sein Haupt mit dem Dia- dem schmückte – Zeichen imperialer Würde in römischer Tra- dition. Von da an sei er «gewissermaßen Konsul oder Augustus genannt worden» (*ab ea die tamquam consul aut augustus est vocita- tus*, Gregor von Tours II, 38). Von Tours aus, so der Chronist weiter, sei Chlodwig nach Paris gezogen und habe dort den Sitz seiner Herrschaft eingerichtet (*ibique cathedram regni constituit*).

Seit seinen großen militärischen Erfolgen verehrte Chlodwig den heiligen Martin vor allen anderen Heiligen des Christen- tums. Überall, wo die Franken siegreich ihre Lanze in den Bo- den stießen, übernahm der heilige Martin als Patron die Regie in den wichtigsten Kirchen. Die Bischofskirche von Mainz, auf der der heilige Martin heute noch auf dem Dachfirst reitet, ist ein Beispiel dafür. Chlodwig und seine Nachfolger ließen den halben Mantel, der dem heiligen Martin geblieben war, nach- dem er die andere Hälfte der Legende zufolge einem Bettler ge- schenkt hatte, sogar am Königshof mitführen. Mantel heißt lateinisch *cappa*, und deshalb nannte man die geistlichen Bewa- cher dieser *cappa* die Kapläne.